



SUSAN  
MALLERY

Wie  
zwei Inseln  
im Meer

Roman

HarperCollins

gegenüberliegende Wand. Aus dem Badezimmer war das stetige Tropfen eines Wasserhahns zu hören.

Michelle vermutete, dass sie ein schöneres Zimmer hätte finden können, doch das war ihr nicht wichtig gewesen. Dieses würde für die heutige Nacht genügen. Es hatte zudem den Vorzug, nahe am Highway zu liegen und ein bevorzugter Übernachtungsort für Trucker zu sein. Es war unwahrscheinlich, dass sie hier jemanden traf, den sie kannte. Anonymität war gerade genau das, wonach sie suchte.

Sie ließ das Wasser in der Dusche laufen, bis das kleine Bad von Dampf erfüllt war. Nachdem sie ihre Kleider abgestreift hatte, trat sie in den feuchten Nebel und ließ das heiße Wasser an sich hinabrinnen. Sie nahm das winzige Stück Seife, rieb ihr Haar damit ein und spülte es dann aus.

Trotz der Hitze zitterte sie. Nach einer Weile drehte sie die Wasserhähne zu und trocknete sich mit dem dünnen, schmalen Motel-Handtuch ab. Sie konnte sich nicht im Spiegel sehen, doch das war ihr nur recht so. Sie würde ohnehin kein Make-up auftragen. Das einzige Zugeständnis, das sie ihrer Haut während der Stationierung gemacht hatte, hatte aus der Verwendung von Sonnencreme bestanden. Nun, da sie zurück im kühlen Nordwesten der USA war, musste sie sich nicht mal mehr damit herumschlagen.

Als sie sich anzog, vermied sie es, die Wunden auf ihrer Hüfte anzusehen. Sie war sich sicher, dass der Chirurg sein Bestes getan hatte, als er ihre Schusswunde flickte und die Narben auf ein Minimum reduziert hatte, doch es war nicht viel Haut übrig gewesen, mit der er hätte arbeiten können.

Ihr war klar, dass sie Glück im Unglück gehabt hatte. An ihr war noch alles dran. Eine neue Teilhüfte war nichts im Vergleich zu dem, was andere hatten durchmachen müssen. Sie hatte überlebt und somit das höchste Ziel eines jeden Soldaten erreicht: Nicht sterben. Der Rest würde sich schon von selbst regeln.

Sie verließ das kleine Bad. Auf dem winzigen Schreibtisch in der Ecke des Zimmers lag ein Stapel Take-away-Speisekarten. Es wäre vermutlich keine so schlechte Idee, etwas zu essen. Sie musste noch immer Antibiotika und Schmerzmittel einnehmen und mit etwas im Magen würde sie die Tabletten leichter herunterbekommen. Sie könnte sie aber auch einfach weglassen und das Problem anders lösen.

Die Papiertüte stand auf dem Nachttisch. Sie ging hinüber und zog die Wodka-Flasche daraus hervor.

„Hallo, du“, murmelte sie und schraubte sie auf. „Ich suche nichts Festes. Wie wär’s, willst du die Nacht mit mir verbringen?“

Der Psychologe im Krankenhaus hatte sie davor gewarnt, dass Humor als Abwehrmechanismus ihre vollständige Genesung womöglich behinderte. Sie hatte ihm geantwortet, dass dies ein Makel sei, mit dem sie leben könne.

Die Nacht war ruhig. Das stetige Rauschen der vorbeifahrenden Autos war praktisch ein Schlummerlied im Vergleich zu dem, was sie noch vor ein paar Monaten beim Einschlafen gehört hatte. Es drohten keine Explosionen, kein Getöse schwerer Panzerfahrzeuge, es flogen keine Kampfflieger über sie hinweg. Die Nacht war kühl und nicht heiß, der Himmel bewölkt statt klar.

Sie würde ein paar Entscheidungen treffen müssen. Sie konnte das Inn nicht meiden, sie

gehörte dorthin, oder zumindest hatte sie das einmal. Und dann war da das Problem mit Carly. Ihr mitzuteilen, dass sie gefeuert war, hatte sich so gut angefühlt. Vielleicht sollte sie sie dabehalten, um sie immer wieder feuern zu können. Als kleines Geschenk an sich selbst.

„Das ist richtig böse, sogar für deine Verhältnisse“, sagte sie laut, während sie den Wodka anstarrte.

Die Erschöpfung ließ ihre Glieder schwer werden und weckte das Bedürfnis, sich hinzulegen und die Augen zuzumachen. Sie widerstand ihm, obwohl sie den Schlaf dringend benötigte, um wieder gesund zu werden, denn er hatte seinen Preis. Mit ihm kamen die Träume und die waren eine Vorstufe zur Hölle.

„Mit dir ist das ganz anders“, sagte sie und hob die Flasche an die Lippen. „Mit dir habe ich einfach nur Spaß.“

Sie nahm einen tiefen Schluck, ließ die brennende Flüssigkeit durch ihre Kehle rinnen und sie ihren leeren Magen füllen. Dann trank sie weiter, bis sie sicher war, dass sie traumlos schlafen würde und eine Nacht lang alles vergessen konnte.

## 4. KAPITEL

Ein Klopfen an der Hintertür in der Küche veranlasste Gabby dazu, von ihrem Stuhl zu rutschen und dem Geräusch entgegentzulaufen.

„Ich geh schon!“, rief sie.

Es hat einfach keinen Sinn, ihr zu sagen, dass sie leiser sein soll, dachte Carly. Gabby war ein Morgenmensch. An den meisten Tagen machte ihr das nichts aus, doch nach einer durchwühlten Nacht wie heute bohrte sich die grelle Stimme ihrer Tochter wie ein dicker Glassplitter in ihr Gehirn.

Gabby fummelte am Schloss herum, dann riss sie die Tür auf.

„Onkel Robert!“

Sie stürzte mit offenen Armen auf den Mann zu, der im Türrahmen stand, alles an ihr strahlte freudige Erwartung aus. Robert fing sie auf und warf sie hoch in die Luft.

„Wie geht's meinem tollsten Mädchen?“, fragte er und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

„Gut. Wir essen gerade Pancakes mit Brombeeren.“

Robert lachte leise. „Na, das ist ja mal ganz was Neues.“

Sie lachten beide, dann setzte er sie wieder auf dem Boden ab. Gabby ging zu ihrem Stuhl zurück und Robert schloss die Tür hinter sich.

„Wie war's?“, fragte er, als er in die Küche trat.

Carly wusste sofort, wovon er sprach, jedoch nicht, was sie antworten sollte. Also zuckte sie nur unbestimmt die Achseln und machte sich daran, ihm einen Kaffee einzuschicken. Robert setzte sich auf seinen gewohnten Platz – er war ein regelmäßiger Gast an ihrem Frühstückstisch, er kam mehrmals pro Woche vorbei.

„Danke“, sagte er und nahm die Kaffeetasse entgegen. Dann wandte er sich Gabby zu. „Bist du fertig für die Schule?“

Sie nickte eifrig, wobei ihr blonder Pferdeschwanz auf und ab wippte. Gabby liebte die Schule, den Unterricht ebenso wie ihre Freunde. Wenigstens dort war sie fröhlich und gesellig.

„Und was lernst du diese Woche?“, fragte er weiter. „Integralrechnung? Du bist doch schon auf dem College, stimmt's?“

Gabby kicherte. „Onkel Robert, ich bin erst neun!“

„Wirklich? Du siehst viel älter aus. Ich dachte, du wärst mindestens zwanzig.“

Die Unterhaltung lief in vertrauten Bahnen ab. Gabby liebte ihren Onkel, es bestand eine tiefe Verbindung zwischen den beiden. Familie war etwas Gutes, sagte Carly sich. Allerdings hatte sie erst Gabby bekommen müssen, um zu dieser Überzeugung zu gelangen. Ihre Tochter war ein Geschenk, von dem sie nicht sicher war, ob sie es verdiente. Ihre übrigen familiären Beziehungen waren bestenfalls zweifelhaft.

Robert war immer überaus lieb und mehr als großzügig mit seiner Zeit und seiner

Aufmerksamkeit gewesen. Vieles tat er aus Schuldgefühl, das wusste sie. Robert war ein guter Mann, jemand, der seine Pflichten ernst nahm und das Gleiche auch von anderen erwartete. Sein Bruder Allen hatte Roberts Pflichtgefühl jedoch nicht geteilt und sie sitzen gelassen, noch bevor Gabby geboren wurde.

Verlassen zu werden war schon Schock genug gewesen, noch schlimmer war allerdings, dass er ihr gesamtes Bankkonto leer geräumt und ihr jeden Penny genommen hatte, den sie besaß.

Damals war Robert eingesprungen und hatte ihr angeboten, bei ihm zu wohnen. Sie hatte jedoch abgelehnt und stattdessen die Stelle im Inn angenommen. Robert hatte seinen Bruder aufgespürt, doch Allen hatte das ganze Geld bereits auf den Kopf gehauen und weigerte sich, ihr etwas zurückzugeben. Es folgte die Scheidung. Allen zahlte keinen Unterhalt und verzichtete dafür auf sämtliche Rechte an seiner Tochter. Obwohl sie das Geld dringend hätte gebrauchen können, glaubte sie, einen guten Tausch gemacht zu haben. Es war besser, dass er weg war. Er gehörte zu den Männern, die Unglück säten und sich dann aus dem Staub machten, ohne auch nur einen Gedanken an den Scherbenhaufen zu verschwenden, den sie hinterließen.

Gabby beendete ihr Frühstück und trug ihre Schüssel zur Spüle.

„Ich geh mir die Zähne putzen“, verkündete sie und rannte aus dem Raum.

Robert folgte ihr mit dem Blick. „Ich kann nicht fassen, wie groß sie geworden ist.“

„Sie wird bald zehn.“ Carly goss sich einen Kaffee ein und setzte sich an den Tisch.

„Hast du sie gestern gesehen?“, fragte er.

Sie brauchte nicht nachzufragen, wer „sie“ war. Sie hatte Robert ihre Bedenken bezüglich Michelles Rückkehr anvertraut. Zudem war er Zeuge ihrer Auseinandersetzungen vor zehn Jahren gewesen.

„Ja“, gab sie zu. „Kurz. Sie ist ... anders. Dünner. Und sie humpelt, was aber wohl kein Wunder ist.“

„Sie hat einen Schuss in die Hüfte abbekommen, stimmt's? Hab ich jedenfalls gehört.“

Carly nickte.

„Habt ihr miteinander geredet?“, fragte er.

„Nicht wirklich. Sie war müde.“

Das hatte sie zumindest vermutet. Sie würde nicht zugeben, was Michelle zu ihr gesagt hatte. Sie würde nicht einmal daran denken, ehe sie dazu gezwungen war. Erst dann würde sie sich etwas überlegen.

Die Panik kehrte zurück, doch sie ignorierte sie. Sie würde später noch ausreichend Zeit haben durchzudrehen. Wenn sie allein wäre. Ihrer Angst jetzt nachzugeben, ihre Sorgen vor Robert auszubreiten, würde eine Situation herbeiführen, die sie nicht wollte.

Er sah Allen ähnlich genug, um einerseits anziehend auf sie zu wirken und andererseits ihren Fluchtinstinkt zu wecken. Beide Männer waren mittelgroß, hatten dunkles Haar, dunkle Augen und breite Schultern. Allen, der fast sechs Jahre jünger war als Robert, hatte jedoch die Attitüde und das freigiebige Lächeln eines Mannes, der sich auf seinen Charme verließ. Dass er sie sitzen gelassen hatte, war so unvermeidlich gewesen wie die Wellen, die an die Felsenküste der Insel schwappten.

Robert sah beinahe ebenso gut aus, hatte aber nicht die zerstörerische Veranlagung. Er

besaß eine Autowerkstatt am anderen Ende der Stadt. Er war ein guter Mann, der sich um sie und Gabby kümmern wollte, und sie hatte es zugelassen. Weil es so einfach war. Und weil er keine echte Beziehung verlangte und sie keine wollte.

Doch allmählich fragte sie sich, ob diese Einfachheit einen höheren Preis hatte, als ihr klar gewesen war. Ob sie einander nicht nur benutzten, um nicht bei einem anderen Menschen nach dem suchen zu müssen, was sie wirklich wollten. Sollte Michelle sie tatsächlich entlassen, wäre das allerdings kein Thema für sie. Sie hatte so ein Gefühl, dass es sie in der Dating-Szene weniger attraktiv machen würde, wenn sie obdachlos wäre.

„Geht's dir gut?“, fragte er.

„Ich wusste ja, dass sie kommen würde, aber sie leibhaftig vor mir zu sehen war dann doch ein Schock.“

„Tut mir leid. Das alles, meine ich.“

„Hör auf, das immer wieder zu sagen. Es war ja nicht deine Schuld.“

„Er ist mein Bruder.“

„Und ich bin diejenige, die ihn geheiratet hat. Ich wusste, wie er ist, und bin trotzdem seine Frau geworden.“

Sie hatte Allen geheiratet, obwohl sie ihn zwei Tage vor der Hochzeit mit ihrer besten Freundin erwischt hatte. Es spielte keine Rolle, dass er alle Schuld Michelle zugewiesen und behauptet hatte, sie habe ihn verführt.

Carly konnte sich noch genau an diesen Moment erinnern. An dem Tag hatte sie in einem Antiquitätengeschäft in Aberdeen endlich einen Aufsatz für die Hochzeitstorte gefunden. Das Brautpaar aus zartem Porzellan sah ein wenig altmodisch aus. Doch etwas an der Art, wie es sich anschaute, wie es sich an den winzigen Händen hielt, hatte sie angesprochen. Sie hatte den Tortenaufsatz gekauft, ihn in ihr kleines Haus gebracht und ihn sorgsam gesäubert. Dann hatte sie ihn mit zu Michelle genommen, um ihn ihr zu zeigen.

Sie konnte sich an so viele Details dieses Nachmittags erinnern. Es war alles voller Kraniche gewesen. Im Frühjahr waren sie immer am lautesten, was vermutlich mit ihrem Nestbau und ihren Vogelhormonen zu tun hatte. Und sie wusste noch, dass es ein sonniger Tag war – eine seltene Begebenheit am Pazifik im Nordwesten.

Beim Betreten des Inns hatte sie sich seltsam gefühlt. Sie und Michelle hatten sich erst vor Kurzem wieder vertragen, nachdem ihre Freundschaft, die so viele Jahre lang stabil gewesen war, gefährlich auf der Kippe gestanden hatte. Als sie in die Eigentümerwohnung kam, hatten sich ihre Augen nur langsam an das Halbdunkel dort gewöhnt und sie hatte sich stolpernd ihren Weg durch das Wohnzimmer und in Michelles Schlafzimmer gesucht. Sie war einfach reingegangen, ohne nachzudenken, ohne zu klopfen.

Sie hatten immer noch im Bett gelegen, beide nackt, Arme und Beine ineinander verschlungen.

Zunächst hatte sie nicht glauben können, was sie dort sah. Sie hatte dagestanden, mit dem Tortenaufsatz in der Hand und in dem Gefühl, dass irgendetwas gerade schrecklich falsch lief, sie jedoch unfähig war festzustellen, was. Es war wie in einem dieser Träume, in denen die Stühle von der Decke hingen.

Schließlich hatte sich das Bild scharf gestellt und sie hatte begriffen, was passiert war. Nämlich, dass der Mensch, der vertrauenswürdiger als irgendjemand sonst auf der Welt